
aus: Tiere schauen. Looking at Animals Looking at Us. Herausgegeben von Jutta und Christopher Breu. Mit Beiträgen von Josef Hegenbarth, John Berger und Christina Katharina May. (Schriftenreihe der Hegenbarth Sammlung Berlin, Herrn Hegenbarths Entdeckungen, 2) – Berlin: Verlag der Hegenbarth Sammlung Berlin, S. 128–135. © HSB mit freundlicher Genehmigung

ISBN 978-3-945970-02-7

JOSEF HEGENBARTH

*Zoospaziergang, durch die Augen
eines Malers gesehen*

(o.J.)

Ja, ich muss schon sagen, er bereitet mir immer viel Freude — der Zoo. Dort habe ich sie alle beisammen, die Tiere, die unsere Welt bevölkern. Ich liebe diese Geschöpfe, haben sie doch Fleisch und Blut und darüber hinaus ihre Seele. Ja, dies möchte ich beinahe besonders unterstreichen. Aber ich als Zeichner gehe von der Form aus. Was gibt es da für ein weites Feld! Nichts ist hier irgendwie Langweiliges. Alles ist aus einer Phantasie gestaltet und trägt einen Reichtum, den nur eine Natur zu erzeugen vermag.

Ich denke jetzt nicht an die Tierrassen, denke auch nicht an ihre Unterstufen, nein, ich denke an das Einzelgeschöpf. Wie verschieden sieht es aus, wie gesteigert als Porträt! Und doch, immer bleibt ein Löwe ein Löwe, trotz allen Abweichens gegenüber seinem Bruder. Und ich bleibe bei den Katzen — denke aber an die Arten. Um wie viel tiefgreifender sind nicht hier die Unterschiede. Steht nicht jede da wie ein Haus, ganz für sich? Und doch, alle werden von derselben Grazie in der Linie getragen, durch alle läuft derselbe Rhythmus, dieselbe Geschmeidigkeit, derselbe ungeheure schlangenhafte Fluss der Bewegung, ja dieselbe lieb-kosende Drehung des Kopfes zur Seite und dasselbe wütende Gefauche. Man kennt sie, hat sie so oft, so oft gesehen, wird daran nie müde und findet sie schön, fast immer schöner.

Ich trete vor den Geier. Ist er nicht tollgrotesk in seiner Form, wenn ihn die Gier packt und er den Hals herauslangt, als sei kein Ende daran? Kann man sich ein phantastischeres Gebilde denken, als solch einen Gänsegeier? Unheimlich verwegen in seiner Zeichnung. Oder der Pelikan, nur dass bei ihm alles ins Komische geht, oder das Känguruh, oder der Spinnenaffe, der dahockt als Pyramide! Ich sehe die dreieckige Masse vor mir, oben am spitz zulaufenden Kopf schauen zwei neugierige, schwarze Augen. Alles scheint bei ihm gespannt, fast nervös. Da — auf einmal zerfällt das Dreieck in fünf lang gedehnte Striche, die, kaum gelöst, blitzschnell emporflattern an den Stäben und Ästen, dem Ring und der Glocke, und was sonst im Käfig ist, und erst wenn sie zu kurzer Pause wieder oben als Tier hängen, formt sich der Eindruck zu fester Gestalt, erkennt man den Affen in seiner ganzen Sonderlichkeit des Aufbaues.

Da kommt mir auch ein Bärenpaar ein, das spielend zur Kugel, nein, zu einem merkwürdig schwarzen Klumpen wird, dessen Umrisslinie ständig in Bewegung ist, in dessen Innerem aber alles zusammengewischte Masse bleibt. Eine formlose Form, bis dieses Gebilde an den Kletterbaum stößt, sich löst und spaltet wie eine Alge und wieder als Doppelding erscheint. — Dann der Dachs! Ist er nicht auch ein Batzen? Oder die Sau, mit den Zitzen tief im Morast, fast selber Morast! Schwarz die Borsten, mit lichten eingestreuten Hautteilen, die dazwischen liegen wie hellere Rinnsale oder mit Punkten, die aussehen wie Kieselsteine im Dreck.

Schön ist ein relativer Begriff. Man kann auch etwas Komisches schön finden. Man kann auch ein Schwein lieben, ob seiner großen ruhigen Form, trotz aller eingestreuten Faltenbündel. Aber nun etwas Gegensätzliches, etwas Filigranes. Da muss ich den Flamingo nennen. Immer denke ich, er muss zerbrechen, der lange gebogene Hals, diese Röhre, aus kurzen Stücken zusammengelötet, deutlich in seinen Knickstellen erkennbar, und die langen, endlosen Beine. — Das ist das Tier. — Was sich dazwischen schiebt als Leib, wirkt unwesentlich. Für einen Bildhauer nicht leicht! Was soll er da packen?

Aber die Form, die im Tier zu uns spricht, kann ebenso höchsten Adel tragen. Ich denke an Hirsche, Pferde, Falken und denke weiter an einen Adler. Ich taste seine Umrisslinie ab. Er sitzt in seinem Drahtgehäuse oben am eingebauten Baum und hebt sich klar und scharf durch seine dunkle Farbe vom überstrahlenden Himmel ab. Die Flügel presst er fest an den Leib. Die Gestalt ist straff und wirkt fast wie ein breites Band. Nur oben als kühner Vorsprung und Fortsetzung des Schädels schiebt sich der breite Schnabel mächtig heraus. Da — es lösen sich die Flügel —, weiten sich —, im Ausbreiten immer weiter und weiter werdend fast ohne Ende. — Das Tier setzt zum Flug an und schwebt herab, ruhig und sicher, ein Anblick seltener Schönheit.

Soll ich nun zu der Antilope gehen, zur Hirschziegenantilope? Jedesmal wenn ich diesen Namen höre, sehe ich, bevor sich etwas anderes meinem inneren Gesicht vorstellt, zwei große tiefschwarze Kugeln als Eindringlichstes — ihre Augen. Und die Gazelle, ich sehe, wie sie im Sprung nochmals zu springen scheint, doppelt rudern durch die Luft im Ausdruck höchster Grazie. Wie ist ihre Körperform dafür geschaffen, schlank und edel, diese Jungfrau unter den Tiergestalten.

Aber neben all diesen ungezählten Formen, aus denen ich dürftig einige herausgriff, steht ein Zweites und ein Drittes, beide oft eng verbunden, und zwar die Zeichnung und die Farbe der äußeren Fläche, des Pelzes, des Gefieders, der Haut. Ich greife zuerst die Zeichnung auf. Wie alles im Überfluss gebettet liegt, was die Natur hervorbringt, so ist es auch hier. Was sieht man da nicht alles an Ornamenten, an Mustern und merkwürdigen Gebilden, hingestrichen, getupft und lasiert auf all den Körpern, beginnend mit dem hellsten Weiß, übersteigend die ganze mittlere Linie von Tönen in ihrer unendlichen Fülle und endend in dem dunkelsten, tiefsten Schwarz.

Hätte ich mir in dieser Notiz nicht Beschränkung auferlegt, so müsste ich jetzt mit den Insekten, vor allem mit den Schmetterlingen beginnen. Welche Herrlichkeiten von Ornamenten liegen nicht auf ihren Flügeln. Aber ich möchte die Grenzen, die ich mir gesteckt habe, nicht überschreiten, und so will ich wieder mit den Wildkatzen beginnen.

Unter ihnen, so sagt man, sei die schönstgezeichneteste der Leopard. Überschwemmt mit Ringen und Punkten, ganz eingehüllt darein ist er. Nimmt man ein Detail heraus, so wirkt es unruhig. Stellt man ihn vor eine weiße Wand, wirkt er packend, nimmt unsere Sinne durch den Überreichtum an schwarzem Geringel ganz in Anspruch, lässt alles daneben vergessen und konzentriert alle Aufmerksamkeit. Nur völlige Unruhe, ein Blätterdach, durch das 100 Sonnenstücke fallen, mag ihn verschlucken.

Schlagkräftig und herrlich ist auch das Fell eines Tigers, weiß und goldig, mit seinen schwarzen Schlangenstrichen darauf. Am berauschendsten auf mich wirkt das Äußere des Ozelot. Die Käfigwände, zwischen denen das Tier sitzt, sind mit warmem Grauweiß gestrichen. Das Tier putzt sich. Farbig geht alles unter, der weißliche Bauch, der gelbgraue Rücken. In den Tönen des Körpers und des Hintergrundes, die schwach ineinander verlaufen, mehr geahnt erscheinen, setzen als Zeichnung des Felles die tiefschwarzen Linien, Punkte, Kreise ein, regelmäßig und unregelmäßig, dünn und dick. Nie sind sie wahllos, nie mathematisch gesetzt, doch aus einem unerhörten Empfinden heraus, aus einem Empfinden jahrhunderttausendalter Entwicklung, die hier ihre höchsten Triumphe zu feiern scheint. — Da sitzt das Tier und putzt sich. Aber du siehst bloß die sich bewegende, schwarze Zeichnung, die sich gegeneinander verschiebt, sich löst, Kreise bildet und zerschneidet. Und das alles auf den herrlich verblassten Farbtönen. Das ist ein Erlebnis, nicht malbar, noch viel weniger zu beschreiben.

Ein seltenes Schulbeispiel, das stark anspringt, das wie eine Plakatzeichnung wirkt, die mit schwarzer Tusche auf weißes Papier gesetzt ist, zeigt das afrikanische Wildpferd, das Zebra. Klar abgehoben breiten sich schwarze Ringe um den fast weißen Körper, dünn an den Füßen und am Kopf, anschwellend am Hals und weit an Maßen dort, wo sie sich um den Leib legen. Es steht damit im Gegensatz zu dem anderen Pferd, das der Zoo zeigt, zum Shetland-Pony, dessen Lokalfarbe Schwarz ist. Stellenweise, durch den inneren Schatten der Haare hervorgerufen, wirkt das Fell besonders tiefschwarz. Es hat in seiner Wirkung etwas wie Sammet. Daneben spielt es durch die Brechung des Lichtes, das auf der Oberfläche liegt, ins Helle. Es erscheint durch seine Glanzlichter, trotz der gleichmäßigen Lokalfarbe des Pelzes, eine Zeichnung, die vor allem durch die Richtung der verschieden gelagerten Haare hervorgerufen wird. Bewegt sich das Tier, so verschiebt sich das Muster, um ständig neue Gebilde anzunehmen, die am klarsten bei Sonnenschein sprechen. Ist es trüb und das Tier steht vor einem weißen Grund, so treten die Glanzlichter stark zurück. Es erinnert dann an einen Scherenschnitt. Ähnliche Wirkungen kann man bei anderen Tieren beobachten, welche die gleichen Voraussetzungen haben, schwarze kurze Haare, die besonders angeordnet liegen.

Ich gehe weiter und stehe vor einem Affen. Es ist der Blätteraffe. Ich sehe mir seinen Kopf an. Dort sitzen zwei große schwarze Augen, die liegen in zwei großen weißen Ringen des dunkelgrauen Pelzes, aber nicht in der Mitte, sondern am inneren Rand gegen das Nasenbein. Man hat den Eindruck, als seien seine Augen bloß Pupillen, in mächtiges Augenweiß gebettet; oder das Tier trägt eine Maske, hinter der aus weißer Fläche zwei schwarze Kugeln starren, die, weil seitlich angeordnet, einen schielend anlotzen und so den unheimlichen Eindruck noch erhöhen. Hat man sich an das Tier gewöhnt und das Unheimliche des anfänglichen Eindrucks überwunden, kann man auch viel Komisches beim Anschauen empfinden.

Eine überaus klare Zeichnung zeigt die Mandarinente. Wie mit dem Grabstichel gezogen, haarscharf begrenzt, liegt ein Ton neben dem anderen auf dem glatt modellierten Körper, der wie aus Porzellan gegossen dasteht und der wirkt wie ein Hinweis auf die Heimat des Tieres. Einen stark entgegengesetzten Eindruck gibt uns das Gefieder der Eulenarten. Als typisches Beispiel greife ich den Pharaonenuhu auf. Wie ist da der Grundton verschwommen und verwischt und erscheint, als wenn Farben auf nassem Papier breitgelaufen wären, oder erinnert an stark ineinandergeschwemmte Ablagerungen verschieden gestufter Erdpartien. Darüber ist allerdings ein Netz von Strichen und Kreisen und spritzhaft hingetzten Punkten und Pünktchen gelegt. Dies alles zusammengefasst, erscheint dem Auge in einem gewissen Abstände wie eine graue Masse. In der Nähe betrachtet, bemerkt man eine unglaubliche Fülle von Formen und Mustern und Anregungen, teils klar gezeichnet, teils nur geahnt, der Phantasie Spielraum lassend, sie befruchtend, zur Überfülle neue Überfülle schüttend.

Auch bei jenen Tieren, mit denen der Mensch am engsten verbunden ist, bei Hund und Katze, sieht man Exemplare, die durch ihre Schönheit in vorderster Linie stehen. Da ist das Fell des Dalmatiners, einer Dogge, die auf weißem Grund schwarze Punkte trägt. Man denkt an eine Spritzarbeit. Das lebt und tollt darauf, dieses schwarze Gewimmel, und kribbelt herum und reizt und erfreut. Oder die Zyperkatze, die gestreifte Art unserer Hauskatze! Auf ihrem Fell kann man bisweilen Muster antreffen, die berauschend sind.

Ich denke weiter, denke vor allen der kaum erwähnten Vögel in ihrer langen Reihe vom Spatz bis zum Königsfasan und denke der Echsen und der Schlangenarten. Fast alle zeigen auf ihren Körpern Ornamente, oft lebhaft in die Augen springend und schön wie Gewebe mit Blumen, oft zerfließend und verwaschen, unnachahmlich in ihren Reizen, wie eine alte verwitterte Mauer, oft auch mit aufleuchtenden Stellen neben grauen Tönen, wie Edelsteine in Felsen, oder breite und schmale Linien, Bänder und Gewinde wie in den Schnittflächen von Holzarten oder Steingebilden. Sie alle sind von einer Schönheit, die ergreifend ist.

Als Letztes, das in seiner Ausstrahlung vielleicht am stärksten auf unsere Sinne wirkt, sei die

Farbe genannt. Wer könnte sich des starken Eindrucks entziehen, den ein Ara oder ein Goldfasan oder ein Pfau auf unser Auge ausübt? Wie nimmt da die leuchtende Pracht der ausgesprochensten Farben gefangen! Doch als Maler muss ich sagen: „Genauso schön, genauso unnachahmlich, nur in gedämpftere Farbenskala gebettet, sind so viele, viele andere Tiere.“ Ich empfinde den Klang der Farbe. Ich sehe einen bestimmten Farbton des Felles oder des Gefieders, ich sehe seinen Nachbarton und suche den Akkord aufzunehmen, der aus dem Zusammenhang dieser beiden entsteht, und taste hinüber zum dritten Ton und suche vorwiegend das ganze Tier zu umspannen. Ich gehe sogar noch weiter und nehme die Farbe der Umgebung, einen Sandhügel mit auf, vor dem das Tier steht, und lasse diese Flut von Klängen auf mich strömen. Das löst etwas aus, ähnlich wie Musik und ergreifend wie diese. Ich bedauere immer, dass sich so wenig Menschen Mühe geben, oder dass es so wenigen gegeben ist, gerade in dieses weiteste Gebiet von Schönheit einzudringen, das in den verhaltenen Farben liegt, dass sie nicht erkennen, wie selten schön ein Rebhuhn mit dem Erdboden farbig zusammenklingt, oder ein Käuzchen mit dem alten Baumstamm, den man ihm in den Käfig gestellt hat. Wie herrlich geht alles unter, wie reich und kostbar ist dabei die Melodie seines Farbenspiels!

Ich sagte es bereits im Vorherigen, dass Farbe und Zeichnung oft eng miteinander verbunden sind und ich ergänze, sie sind bisweilen untrennbar. Das trifft dort zu, wo die Zeichnung durch Farben bedingt ist, die in ihren Tonwerten zusammenfallen, wo also lediglich die Farbunterschiede die Zeichnung bestimmen. In diesen Fällen können also Zeichnung und Farbe nicht getrennt werden. Die Farbe wirkt hier bestimmend. Aber auch in all jenen Fällen, in denen sich die Tonwerte trennen, hat die Farbe etwas stark Steigerndes und unterstreicht und ergänzt überaus. Dabei sind die Farben, mit denen die Natur arbeitet, immer harmonisch und schön. Nie sind sie süßlich oder bunt. Immer zeigen sie Größe und Herbheit, selbst in den verwirrendsten und gewagtesten Violett eines Mandrillhinterleibes, oder in den reinsten und kräftigsten Farben der Papageien. Immer bedingt eine Farbe die andere, immer komponiert die Natur, und immer bleibt sie geschmacklich unsere höchste, ja, unsere einzige Lehrmeisterin.

Ich sehe eine Ziege. Sie steht da auf ihrer grünen Wiese und ist weiß. Aber zwischen Weiß und Weiß, was gibt es da für Klüfte! Was lebt da nicht alles an Differenzierungen! Als ob das Grün der Wiese oder des überhängenden Blätterdaches schwach hereingezogen wäre, so spielt es oben auf der Decke des Felles, stärker und schwächer, kälter und wieder wärmer werdend. Daneben an den Frontflächen steht das Weiß der Lokalfarbe, das aber auch kein reines Weiß ist, sondern in dem gelbliche und graue und rötliche Töne in feinsten Weise

eingemischt liegen, um unten am Bauch, Brustkasten und den Füßen wieder die Reflexe des Bodens aufzunehmen und wiederzugeben. Dazu kommt das feine Rosa an der Nase und an den Lippen. Die Knie sind erdig, und auch in den Zotteln des Bauchfelles hängen die staubigen, graugelben Töne. Die weiße Ziege zeigt sich plötzlich mitten in Farben gebettet, die in ihrer Helle an Weiß gemahnen. Nimmt man aber ein Stück weißes Papier und hält es daneben, dann wird es klar, wie unendlich schöner die Natur ausstrahlt und wie banal und minderwertig als Farbe das reine Weiß des Papiers wirkt.

Ich betrachte dann einen Dammhirsch. Ich sehe seine rote Decke mit den weißen Punkten und sehe die fast schwarzen Beine. Am Gitter aber steht eine Dame. Sie legt ihre Hand auf das Tier. Wie fein steht nicht der menschliche Fleishton gegen die Färbung des Tieres! Mein Blick geht weiter. Doch da springt mir etwas in die Augen, das ist die Kleidung. Ich bin im Zoo, wo es nicht bloß Tiere gibt, wo dazwischen Menschen stehen und in ihrer Erscheinung wirken. Menschen, denen diese Zeilen gelten sollen, und denen ich etwas sagen möchte. Hier springt etwas ein, was mir wesentlich scheint und eines Hinweises wert. Die Dame mit der Hand auf dem Hirsch, sie trägt eine rote Bluse mit einer weißen Schleife und einem schwarzen Rocke. Ich vergleiche und frage mich: Wie oft mag die Dame sich gedacht haben, welche Farben sie kleiden? Wie oft mag sie nicht interessiert gewesen sein, an all dem, was die Modegeschäfte zeigten? Und nun trägt sie diese rote Bluse, mit dieser weißen Schleife und diesem schwarzen Rock. Man kann nicht sagen, sie gehe schlecht angezogen. Aber wie fein abgewogen kleidet dagegen die Natur ihre Geschöpfe. Der Mensch hat von dieser empfangen die Haut und die Haarfarbe. Und die sind prachtvoll und dort liegt seine natürliche Bindung bei der Farbwahl seiner Kleidung. Ich sehe nun das Rot des Hirsches. Wie unendlich feiner ist es in seinen Abwägungen. Nichts Auffälliges ist an ihm, nichts Allgemeines. Kein Rot ist es, wie man es aus der Tube quetscht. Und das Weiß der Punkte auf dem Hirschrücken, wie nobel gebrochen erscheinen sie, wie zart ins Grau spielend. Warum dieses leuchtende, gebleichte Weiß der Schleife? Und das absolute Schwarz des Rockes? Würde hier nicht auch ein gebrochenes Schwarz viel feiner stehen?

Man geht in den Zoo. Man sieht die Tiere. Sie erfreuen. Und sie geben uns, indem sie erfreuen. Aber sie geben mehr als man denkt. Und ich nahm mir gerade bei der Farbe vor, weniger zu beschreiben, als vor allem diese zu erschließen, Anregung zu geben zu strengerer Beobachtung all ihrer Schönheiten, auch wenn sie noch so zurückhaltend sind.

Am Anfang konnte ich mich nicht enthalten, streifend auf die Seele des Tieres zu weisen, diese geheimnisvolle mit dem dunklen Vorhang davor. Was mag in ihr an Empfindungen

strömen? Wie mag sie sich geben, die Leidenschaft, die Ebbe und die Flut eines Innenlebens? Wer ahnt wohl, was hinter den Stielaugen eines Krebses vorgeht, was in einem Reh lebt, oder was sich hinter dem Blick eines Rotkehlchens verbirgt? Am stärksten packt der Anblick hochentwickelter Affen: Man fühlt, in diesen Tieren geht etwas vor, lebt etwas, das uns im Tiefsten an uns selbst gemahnt. Man glaubt erschreckend sich selbst zu sehen, doch im nächsten Augenblick schon erhebt sich verwandelt wieder das Tier. Nah und sie in vielem verstehend, steht auch der Mensch zum Hund und zur Katze. Aber dann rückt es ab. Bei den hochentwickelten Tieren allmählich. Doch je größer die Distanzen werden, umso ferner liegt alles Verstehen, bis sich Räume und Klüfte trennend einschieben, dunkel und nicht zu durchschauen.

Ich wollte als Maler schreiben. Ich möchte es bei diesen Andeutungen belassen. Die Seele des Tieres lässt sich nicht bildnerisch wiedergeben. Es lebt etwas davon in den Augen und in der Bewegung. Aber das ist ein Schein, der mehr ahnen lässt. Packen kann man nur die Form und die Farbe.

Was ich mit meinem Spaziergang im Zoo schildern wollte, ist ein Einführen, ein Hinübergleiten zu meinen Zeichnungen und Aquarellen. Dort liegt das, was ich zu übermitteln habe, was ich versuchte zum Vortrag zu bringen und ich bitte, diese Zeilen lediglich als Geleit zu nehmen.

Das Typoskript des Künstlers wurde für die vorliegende Erstausgabe behutsam den heute gültigen Rechtschreibregeln angepasst. Offensichtliche Rechtschreibfehler wurden korrigiert.